

Nach dem Tod ihres Mannes sucht Marie Sullivan den Kontakt zu Floss, ihrer Tochter, und Lolly, der Stieftochter, die sie nie richtig verstand. Floss kommt nach Hause, um sich selbst zu finden, doch dann stürzt sie sich in ein Verhältnis mit einem frisch geschiedenen Mann, der zerrissen ist zwischen ihr und seiner kleinen Tochter. Lolly, die nie wirklich hineinpassen wollte in diese Familie, lebt zusammen mit ihrem Sohn auch wieder bei Marie, getrennt von ihrer alten High-school-Liebe. Als sie sich Hals über Kopf in einen anderen Mann verliebt, merkt sie plötzlich, wie wichtig ihre eigentlich so ungleiche Schwester für sie ist ...

JILL SOOLEY ist in Mount Pearl, in der kanadischen Provinz Neufundland aufgewachsen. Sie hat Englisch sowie Politik- und Kommunikationswissenschaften studiert. Bevor sie nach New York ging, um dort bei einer PR-Agentur zu arbeiten, war sie in der Öffentlichkeitsarbeit der Regierungen von Neufundland und Labrador tätig. Heute lebt sie mit ihrer Familie auf Long Island und widmet sich verstärkt dem Schreiben. Mit ihrem ersten Roman »Die Witwen von Paradise Bay« landete sie einen Überraschungserfolg.

JILL SOOLEY BEI BTB
Die Witwen von Paradise Bay. Roman (74367)

Jill Sooley

*Liebe
Schwester*

Roman

*Aus dem Englischen
von Astrid Mania*

btb

Die kanadische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Baggage« bei Breakwater Books,
St. John's, Neufundland.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Jill Sooley

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Shutterstock / zolssa; Shutterstock / Nenilkime

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74366-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Kristin, Jack und Brooke

Marie

Ich habe eines meiner Mädchen immer mehr geliebt. Soll ich mir das vorwerfen? Das ist doch menschlich. Floss war immer schon die Meine. Luftig, süß und zart wie Zuckerwatte, machte sie ihrem Kosenamen alle Ehre. Floss wollte es mir immer recht machen. Nie hat sie ein böses Wort über mich verloren und auch nie gesagt, ich hätte eine Fratze. Wundert es, dass sie mein Liebling ist?

Lolly war nie die Meine. Auch sie war wie das Zuckerwerk, das ihr den Kosenamen gab, hart und undurchdringlich. Ich habe mich bemüht, an ihren weichen Kern zu kommen, doch bevor mir das gelingen konnte, hatte sie mich schon verlassen. Sie alle haben mich verlassen – erst Ray, dann Lolly und dann Floss, und das so rasch, als hätte ich nur geblinzelt, und alle waren fort. Mit jedem Abschied habe ich mich mehr zurückgezogen, bis alles weit von mir entfernt war. Ich musste mir abends im Bett die Hände vor die Augen halten und mich vergewissern, dass es mich noch gab.

Lolly ist vor ein paar Monaten zurückgekehrt. Floss kommt heute heim. Letzte Nacht habe ich wieder meine Hände angesehen, und da waren sie, meine Fingerabdrücke, mit ihren zarten Linien und Windungen.

Lolly

Marie sitzt neben mir, im Auto meines Vaters, und zittert. Ob vor Kälte oder Nervosität? Keine Ahnung. Sie riecht intensiv, nach nasser Wolle und Parfum – Jovan, der Moschusduft aus der orangefarbenen, nicht der weißen Schachtel. Ich schenke es ihr jedes Jahr zu Weihnachten, und eigentlich müsste sie längst ein ganzes Lager davon haben, irgendwo im Haus, einen großen, ordentlichen Stapel in Orange. Trotzdem spielt sie jedes Mal die Überraschte, wenn sie zu Weihnachten mit großem Hallo das verräterische Päckchen öffnet, wie üblich mit zu viel Papier und zu viel Klebeband umwickelt, und jubelt, das sei genau das Richtige, als ob mich ihre Begeisterung freuen müsste.

Marie fummelt an der Heizung herum und dreht die beiden Knöpfe bis zum Anschlag auf. Das Gebläse übertönt sogar das Radio. Mir pustet die künstliche Hitze so kräftig ins Gesicht, dass es kribbelt. Außerdem habe ich ein flaes Gefühl im Magen. Das kommt von der Hitze, rede ich mir ein, doch natürlich sind es auch die Nerven. Ich stelle die Heizung niedriger, dann ganz ab, doch schon hantiert Marie wieder daran herum, bis uns erneut die Luft entgegenbläst.

»Gott, Marie, ich schwitze mich zu Tode«, fauche ich, doch das ist untertrieben. Ich kann nicht einmal mehr schwitzen, weil meine Haut schon völlig ausgedörnt ist. Ich muss mir ständig über die Lippen fahren, doch im nächsten Moment schon sind sie wieder trocken, reißen sogar auf.

»Nun zick mal nicht so rum, Lolly«, rügt mich Marie, doch sie lächelt. Nichts kann ihre Stimmung trüben, nicht einmal ich.

»In meinem Alter kühlt man schnell von innen aus.« Zur Bekräftigung hält sie das Gesicht direkt vor die Lüftung. Das Gebläse weht ihr Haar nach hinten. Man sieht den grauen Ansatz deutlich. Ich blicke schuldbewusst zu Marie, sie setzt sich wieder aufrecht hin und fährt sich verlegen mit dem Handschuh über den Hinterkopf, um den Ansatz zu verbergen.

»Ich mach dir am Wochenende die Haare, okay?«

Marie zuckt mit den Schultern und läuft an Gesicht und Hals rot an. Ich habe sie in Verlegenheit gebracht, dabei spricht sie selbst ständig über das Alter und seine Spuren. Marie ist noch gar nicht alt, doch wenn es ihr passt, gibt sie sich geradezu hingefällig. So ist sie angeblich zu alt für Textnachrichten, zu alt, um mit meinem Sohn und seinen Spielzeugautos auf dem Boden zu hocken, zu alt, um bei Regen, Schnee oder Dunkelheit zu fahren, und im Moment herrscht alles drei zugleich.

Der Regen hat sich in einen nassen Schnee verwandelt und schlägt mit einem hohlen Klatschen auf die Windschutzscheibe. Marie macht ein missbilligendes »tss, tss«, weil das Wetter die Unverschämtheit besitzt, täglich schlechter zu werden. Die Scheibenwischer stimmen ihr quietschend zu. Sie spielt nervös am Reißverschluss ihrer Handtasche herum und schaut in den Himmel, als wollte sie prüfen, ob ein Flugzeug bei diesem Wetter landen kann. Der Nebel wird von Minute zu Minute dichter, aber wir fahren ja auch Richtung Osten, genau hinein. Ich habe ein ungutes Gefühl und spiele mit dem Gedanken, umzukehren und es später zu versuchen, wenn sich der Nebel lichtet, doch etwas so Abwegiges brauche ich gar nicht weiter zu erwägen.

»Floss wird schon gut ankommen«, beruhige ich Marie. »Heutzutage kann man bei jedem Wetter landen.« Marie nickt, wenn auch mit gerunzelter Stirn, die Lippen zu einem besorgten, schmalen Strich verzogen.

Floss kehrt heim. »Drei Jahre Calgary sind genug«, hatte sie am Telefon gesagt. »Dave bleibt da.« Das hatte so beiläufig geklungen, als handelte es sich um ein Schlafzimmer, einen Tisch oder sonst etwas Sperriges, das nicht in ihren Koffer passte. »Weißt du, was er gesagt hat? Ich wär total am Arsch. Das ist doch nicht zu fassen!« In ihren Worten hatte eine Empörung mitgeschwungen, die auf Widerspruch meinerseits hoffte. Ich hatte Floss regelrecht vor mir gesehen, die Augen funkelnd grün und voller Tränen. Selbstverständlich war das zu fassen. Wie sollten wir denn sein, wenn nicht verkorkst? Ich hatte mit dem Telefon auf der Couch gesessen und auf den Boden geschaut, als müsste ich ihrem Blick ausweichen. Sie hatte darauf gewartet, dass ich ihr im Gegenzug Näheres über meine Trennung von Gabe verraten würde. Ich wusste wohl, dass sie es wusste – Marie hatte ihr erzählt, dass ich wieder eingezogen war –, doch ich wollte nicht darüber reden, nicht mit Floss, nicht mit irgendjemand sonst. »Ich sag deiner Mom, sie soll zurückrufen«, hatte ich erwidert, aufgelegt und Marie eine Nachricht hinterlegt. *Floss hat angerufen.*

Inzwischen ist es im Auto so unerträglich heiß, dass ich das Fenster einen Spalt breit öffnen muss, damit ich etwas frische Luft bekomme. Marie haucht sich auf die behandschuhten Hände und reibt sich die Arme, was bei einem dicken Wollmantel und schwarzen Lederhandschuhen ziemlich sinnlos ist. Doch sie macht das mit so großer, dramatischer Geste, als stünde sie auf einer Bühne und würde sogar noch für die Zuschauer in der letzten Reihe spielen. Dad hätte nur gesagt,

nun mach dir nicht ins Hemd. Vielleicht will sie mich dazu verleiten, die Rolle meines Vaters einzunehmen, doch so geduldig wie er bin ich leider nicht. Dad hätte sich über Marias Gehabe sicher amüsiert, mir geht ihr Getue auf die Nerven. Ich reiße mir den Schal vom Hals, werfe ihn auf den Boden und zerre an meinem Mantel herum, als wäre es ein sonniger Sommertag auf der Veranda der Hillier'schen Ferienhütte.

Marie hebt meinen Schal auf und faltet ihn gekonnt zu einem Rechteck. Sie muss die Hände beschäftigen, vielleicht ist es aber auch bloß die Macht der Gewohnheit. Sie hat ein Leben lang hinter mir aufgeräumt – meine Mäntel aufgehängt, passende Socken gesucht, die Laken gewechselt. Sie faltet den Schal wieder auseinander und beginnt von Neuem. Falten, glätten. Marie könnte ein Spannbetttuch so ordentlich zusammenlegen, als käme es eben erst aus der Verpackung.

Ich sehe Gabe vor mir, an einem verhangenen Morgen, den Schlaf noch in den braunen Augen, beim vergeblichen Versuch, seinen Schlafsack zurück in die Hülle zu stopfen. »Scheiße, Mann, das geht nicht. Ich muss pinkeln.« Er hatte entnervt aufgegeben, die Hülle in den Mülleimer geworfen, auf eine leere Büchse Bohnen, und war in den Wald gegangen. War das an dem Wochenende vor Victoria oder Labour Day? Ich kann mich nicht genau erinnern. Ich weiß nur noch, dass wir zum ersten Mal eine ganze Nacht zusammen hatten und ich nicht nach Hause musste. Ich war mir sehr erwachsen vorgekommen. Ich hatte Sex mit meinem Freund, in unserem Zelt, auf unserem Campingplatz. Heute ist mir klar, dass nur Teenager so unbekümmert leben können. Erwachsene stehen sich nicht über das Wochenende davon, mit einer Kühlbox voller Bier und einem Zelt. Erwachsene schauen mit Sorge auf den Benzinpreis und stehen früh auf, sogar an einem nebe-

ligen Sonntagmorgen, um ihre Stiefschwester am Flughafen abzuholen.

Im Auto ist es furchtbar heiß. Ich muss noch mehr Schichten abstreifen, meine Handschuhe, meine Wollmütze. Mir steht das Haar elektrisiert vom Kopf. Schließlich winde ich mich auch aus meinem Mantel, alles mit dem gleichen übertriebenen Gehabe wie Marie.

Ich höre es, noch bevor ich es sehe. Eine Hupe schreckt mich auf, gefolgt von einem Reifenquietschen, bei dem Maries panisches Geschrei untergeht. Es ist nicht so, dass mein Leben vor meinen Augen abliefe, aber für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich meinen Vater neben mir und nicht Marie. Das ist so unerwartet, dass ich jede Orientierung verliere, dann aber kataplumpiert mich der Aufprall in die Realität zurück.

Es gibt keine Splitter. Es gibt keine Beulen, und obwohl sich mein Gurt über Schlüsselbein und Oberschenkel strammzieht, glaube ich nicht, dass das Spuren hinterlassen wird.

»Ist alles in Ordnung?«

Marie antwortet nicht sofort. Sie hält sich die Arme schützend vor das Gesicht, als würde sie noch immer auf den Aufprall warten. Wenigstens ist der Airbag brav an seinem Platz geblieben. Doch wenn ich mir meinen ordentlich gefalteten Schal ansehe, hätte Marie es wahrscheinlich auch mit einem erschlaferten Airbag aufgenommen.

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich noch einmal, obwohl ich am liebsten schreien würde: *Jetzt guck dir an, was du da angerichtet hast! Musst du denn auch ständig an dieser verdammten Heizung rumfummeln?* Marie nickt schweigend, faltet den Schal auseinander und wieder zusammen. Sie sieht besorgt, mit gerunzelter Stirn, auf die Uhr. Das macht mich wahnsinnig.

»Was glaubst du, wie lang dauert das?«, fragt sie, als ob ich

täglich und mutwillig in fremde Autos fahren würde und auf dem Gebiet Erfahrung hätte. Marie sieht schon die Polizei, einen langwierigen Unfallbericht und eine verstörte Floss, die allein am Flughafen steht.

»Keine Angst, wir kommen nicht zu spät«, sage ich und verhehle meinen Ärger nicht. »Ist bloß ein kleiner Blechschaden, und wir sind ja auch fast da.« Aus dem Radio verkündet uns ein aufgedrehter Moderator, dass es sich im Laufe des Vormittags aufklären soll, wir uns auf gar keinen Fall die sensationell reduzierten Gasöfen und Schneefräsen in einem der Megastores am Stavanger Drive entgehen lassen dürfen und es übrigens 6.13 Uhr ist. Floss soll in vierunddreißig Minuten landen. Marie schnalzt mit der Zunge, wie immer, wenn sie nervös ist. Das Geräusch geht mir ebenso auf die Nerven wie sein Anlass. Floss ist erwachsen, zwei Jahre älter als ich, da dürfte sie ja wohl in der Lage sein, ihr Gepäck zu holen und damit auf uns zu warten.

Der Fahrer des anderen Wagens ist schon ausgestiegen und inspiziert den Schaden. Sein Kopf ist kahl rasiert, aber er trägt einen ordentlich gestutzten Ziegenbart. Unter seinem Wollmantel zeichnet sich ein breites Kreuz ab, und sein Gesichtsausdruck ist so finster, dass ich unwillkürlich schaudere.

»Um Himmels willen, verriegel bloß die Tür. Der ist garantiert betrunken«, sagt Marie verächtlich, obwohl er auf mich völlig nüchtern wirkt. Sein Gang ist gerade, sicher, selbstbewusst. Er stemmt die Hände in die Hüften, bleibt stehen und schaut mich durch die Windschutzscheibe an. Offensichtlich ärgert ihn, dass ich noch nicht ausgestiegen bin.

»Wieso soll er betrunken sein?«

»Was soll er denn sonst an einem Sonntagmorgen und um diese Uhrzeit machen?«

»Wir sind auch unterwegs, und wir sind nicht betrunken.«

»Wir sind auf dem Weg zum Flughafen«, rechtfertigt sich Marie so schnippisch, als hätte ich ihr einen Vorwurf gemacht.

»Woher willst du wissen, dass er das nicht auch ist?«

»Musst du immer mit mir streiten?«

Ich streite mit Marie schon immer, überall und ständig. Wir können gar nicht anders, es ist die Basis unserer Beziehung, und darum trifft es mich, dass Marie auf einmal so erschöpft klingt.

»Was soll ich denn bitte tun, Marie?« Mich frustriert die Situation genauso, doch Maries einzige Sorge gilt Floss, die im Moment wahrscheinlich über uns am Himmel kreist und von meiner prekären Lage ebenso wenig ahnt wie ich von ihren Sorgen. »Wir können natürlich den ganzen Tag hier sitzen bleiben, aber wenn du zum Flughafen willst, muss ich jetzt aussteigen und mit diesem Typen reden.«

Der andere Fahrer bückt sich zu einer Delle in seiner Stoßstange. Er befühlt sie mit seinem Handschuh, als müsste er ein Kind trösten, das sich das Knie aufgeschlagen hat. Als er sich wieder aufrichtet, sieht er zu mir, ärgerlich und ungeduldig.

Ich war noch nie in einen Unfall verwickelt und bin daher mit dem Protokoll auch nicht vertraut, und darum tue ich, was er tut, und besehe mir den Schaden an meinem Wagen. Es ist nur eine kleine Delle. Ich wende mich seinem Gefährt zu. In seiner Autotür blickt mir mein verzerrtes Spiegelbild entgegen. Dass man dort überhaupt etwas sehen kann, erstaunt mich. Sein Auto glänzt sogar im trüben Licht der Morgendämmerung. Im März sind alle Autos, auch meines, von einer dicken grauen Schicht aus Salz und Schneematsch überzogen. Zwischen Sand und Schotter, den Hinterlassenschaften der Schneeräumdienste, liegt, in zwei Teile zersprungen,

der Außenspiegel seiner Fahrertür. Ich sehe den Himmel, den Schnee, der auf uns rieselt. Ich verliere das Gleichgewicht. Ich muss mich mit einer Hand auf seine Motorhaube stützen.

»Ist alles in Ordnung?« Er klingt genauso ungeduldig wie ich zuvor.

Wieder umrundet er beide Autos, und das mit einer Bedächtigkeit, die mir langsam auf die Nerven geht. Ich will schon drängen, damit es endlich vorangeht, da ergreift er erneut das Wort.

»Man sollte meinen«, sagt er, »dass Sie dem einzigen anderen Auto, das um diese Uhrzeit auf der Straße ist, ausweichen könnten.«

»Sie haben mich gerammt«, werfe ich vorsichtig ein, da ich nicht ganz sicher bin, was passiert ist. Vielleicht hat es jemand aus dem Altersheim beobachtet. Irgendein Bewohner wird sich doch bestimmt die Nase an der Fensterscheibe plattdrücken, dankbar für ein bisschen Abwechslung, doch als ich mich umdrehe, sehe ich nur geschlossene Jalousien, die wohl auch unten bleiben, bis die Pfleger ihre Morgenschicht beginnen.

»Sicher, aber ich habe keine rote Ampel überfahren«, erwidert er sarkastisch.

Ich will seinem Vorwurf gerade widersprechen, da wird mir mit Schrecken bewusst, dass die Ampel wohl in dem Moment umgesprungen sein muss, als ich mich aus all meinen Schichten geschält habe. Ich bleibe ruhig stehen, er untersucht weiterhin den Schaden, bis sich Schnee auf meinen Schultern sammelt. Ich reibe mir die Arme, so wie Marie zuvor, und bereue, dass ich meinen Wintermantel ausgezogen habe. Meinem Gegenüber klatscht der Schnee in großen Flocken auf den kahlen Schädel, schmilzt und läuft ihm in Rinnsalen

über das Gesicht. Er wischt sie hastig fort, wie Tränen oder Schweiß. Mir wird draußen in der Morgendämmerung, in einem T-Shirt, das vom Schnee schon klamm wird, furchtbar kalt. Mir klappern die Zähne, und darum schweige ich lieber.

»Haben Sie einen Mantel im Wagen?« Ich nicke.

»Dann ziehen Sie den mal an. Sie bekommen ja schon blaue Lippen«, sagt er und holt ein Handy aus der Innentasche seines warmen Mantels. Mich beschleicht das ungute Gefühl, dass wir hier ziemlich lang am Straßenrand stehen und aus der jeweiligen Perspektive schildern werden, was geschehen ist. Ich werde der Polizei erklären müssen, dass Marie mich abgelenkt, an der Heizung herumgespielt und den Nebel gescholten hat, und trotzdem wird die Schuld an mir hängen bleiben.

»Nein, keine Polizei.« Ich bin selbst überrascht, wie verzweifelt das klingt. »Bitte«, flehe ich.

»Und warum nicht?«, fragt er lächelnd, als würde er sich köstlich amüsieren, obwohl ich meiner Meinung nach nichts gesagt habe, was auch nur ansatzweise komisch wäre.

Weil ich es mir nicht leisten kann, dass mich die Autoversicherung hochstuft. Weil ich nicht zu spät zum Flughafen kommen darf. Weil ich Formulare hasse.

»Ich komme für Ihren Schaden auf«, sage ich stattdessen, obwohl ich nicht einmal meine Reparatur bezahlen kann. Ich glaube, im Moment sind drei Dollar und elf Cent auf meinem Konto, und mein Gehalt bekomme ich erst übernächste Woche. Seit der Trennung von Gabe lebe ich auf Kosten von Marie, davor war es auf Kosten seiner Eltern. *Das ist nur vorübergehend, bis ich wieder auf die Beine komme*, hatte ich Marie versprochen, doch bislang beschränkt sich mein Beitrag zum Haushalt auf gelegentliche Einkäufe.

»Ich muss zum Flughafen, meine Schwester abholen«, füge ich hinzu, als er auf mein Angebot nicht reagiert. Er schaut auf sein Handy. Er ringt mit sich. Ich nutze den Moment der Unschlüssigkeit und lege nach. »Das ist so was wie ein Notfall. Sie kommt aus Calgary zurück. Sie hat sich gerade von ihrem Freund getrennt und ist ein bisschen mitgenommen. Wir haben uns drei Jahre nicht gesehen.«

Ich habe Floss noch nie als meine Schwester bezeichnet. Ich erwähne sonst sofort, dass Floss nicht wirklich meine Schwester ist, so als ob es mich herabwürdigen würde, wenn wir Blutsverwandte wären. Doch hier und jetzt brauche ich eine Schwester, weil ich an sein Mitleid appellieren will und nicht möchte, dass er irgendwelche Schlüsse zieht.

Maries Nervosität dringt bis zu mir. Ich habe keine Uhr an, doch der Himmel wechselt schon von einem dunklen zu einem hellen Grau. Die Sonne wird jeden Moment aufgehen. »Meine Schwester landet gleich, vielleicht können wir ja einfach die wichtigsten Daten austauschen und das mit der Versicherung später klären. Immerhin sind beide Autos fahrtüchtig, und ich möchte nicht, dass meine Schwester glaubt, ich hätte sie vergessen. Sie haben doch sicher auch ein Ziel.«

»In meinem Fall ist das die nächste Werkstatt«, sagt er trocken.

Ich mustere ihn neugierig und frage mich, wohin er wirklich wollte. An einem Sonntagmorgen ist niemand ohne Grund vor sechs Uhr auf der Straße. Er muss etwas vorhaben, was ihm so wichtig ist, dass er noch vor Sonnenaufgang aufsteht und sich die Zähne putzt. Aber vielleicht ist es auch umgekehrt. Vielleicht war er die ganze Nacht lang unterwegs und ist nun auf dem Weg ins Bett. Es ist Neugierde, und ich mag

es nicht, wenn andere mehr über mich wissen als umgekehrt.

»Hin- oder Rückweg?«

»Spielt das eine Rolle?«

Ich zucke mit den Schultern. Über uns kreist ein Flugzeug. Ich schaue nach oben, als ob ich dort Floss sehen könnte, die zu mir nach unten schaut.

»Lolly?« Ich fahre herum. Marie steckt den Kopf aus der Wagentür. »Was machst du da? Tee trinken? Das ist vermutlich Floss' Maschine, und du stehst da ohne deinen Mantel und ohne jede Eile rum.«

»Ich komm ja gleich«, keife ich und sehe sie beschwörend an. Mit schamrotem Gesicht drehe ich mich wieder zu meinem Gegenüber. Ihn hat der kleine Wortwechsel offenbar belustigt.

»Sie sollten Ihre Mutter nicht warten lassen oder vielmehr Ihre Schwester.« Er hält Marie für meine Mutter, aber diesmal ist es meine Schuld, nicht ihre. So ist das mit den Lügen, eine führt zur nächsten. Marie wird ständig für meine Mutter gehalten, beim Einkaufen, beim Arzt, im Restaurant. Sie korrigiert das nie, lächelt nur hinterher entschuldigend und sagt, sie müsse ja nicht jeden, der ihr im Laufe eines Tages begegnet, über unsere Familienverhältnisse aufklären.

Er steckt das Handy wieder in die Manteltasche, holt einen Stift hervor und fordert: »Geben Sie mir Ihre Hand.« Ich strecke sie ihm gleich entgegen, die Handfläche nach oben, als ob ich vor einem Wahrsager stünde. Er ergreift sie und schreibt seinen Namen und seine Telefonnummer in die Linien meiner Hand. Es kitzelt leicht, doch ich widerstehe dem Drang, die Hand zurückzuziehen und unter den Arm zu klemmen. Er schreibt wie mein Sohn, alles in Großbuchstaben, als ob er sich mit den kleinen, nichtigen gar nicht abgeben wollte. Er

heißt Carson Keane, und er traut mir, obwohl es dafür keinen Grund gibt.

»Rufen Sie an, wenn Sie sich mit Ihrer Schwester ausgesprochen haben.« Er öffnet den Mund erneut, als wollte er noch etwas sagen, sein heißer Atem steht wie eine Rauchwolke in der Kälte zwischen uns, dann zögert er, schließt den Mund und wendet sich ab. Ich sehe zu, wie seine Rücklichter im Nebel verschwinden, zwei rote Augen, die mir nachschauen, bis Marie auf die Hupe drückt. Er ist fort, und ich stehe immer noch am Straßenrand und zittere wie ein ausgesetzter Hund.

»Lolly!«, ruft Marie in das Gehupe hinein. »Willst du zum Flughafen laufen?«

»Nun mach dir nicht ins Hemd«, raune ich nun doch.

Das Flugzeug hat Verspätung. Auf einmal müssen wir irgendwie vierzig Minuten totschlagen. Wir haben uns bei Tim Horton's an einen Tisch gesetzt, auf dem noch die Krümel früherer Gäste liegen, und vermeiden es, einander anzusehen. Marie schielt auf die Ankunftstafel, dabei kann sie auf die Entfernung sowieso nichts entziffern. Immer wieder sieht sie nach oben und wartet auf die erlösende Information, dass Floss da ist.

»Ich hasse diesen Flughafen«, sagt Marie, bläst die Wangen auf und pustet in ihren Pappbecher. Das hatte sie auch gesagt, als wir Floss gebracht hatten. Marie war ihr bis zur Sicherheitskontrolle gefolgt, und als Floss dann außer Sicht war, war Marie auf die Toilette gerannt und hatte sich übergeben. Ich hatte draußen gewartet, aber alles gehört.

»Ich weiß nicht, warum die hier alles umbauen mussten. Vorher war es viel freundlicher.«

Doch ob alter oder neuer Flughafen, wer nach St. John's fliegt, wird begafft. Früher wurde man in der Haupthalle be-

gafft, wo sich alles vor dem Ankunftsgate um die guten Plätze drängte und die lieben Verwandten umringte, die es in die Ferne verschlagen hatte. Es spielt keine Rolle, ob man zum ersten Mal seit vierzig Jahren nach Neufundland heimkehrt, nach einem halben Jahr Arbeit in Alberta oder zwei Wochen Urlaub in Florida. Irgendjemand steht immer als Empfangskomitee bereit, damit man weiß, man war vermisst worden. Mir tun die vier oder fünf Passagiere, die aus dem Flugzeug kommen und von niemandem erwartet werden, immer leid. Sie holen ihre Koffer und gehen still zu einem Taxi, während sich ringsumher alles in die Arme fällt, wie übermütige Kinder herumphüpft, Komplimente macht, von einem richtigen, heimatlichen Fish and Chips schwärmt und so mit der Wiedersehensfreude beschäftigt ist, dass niemand merkt, dass die Koffer bereits die dritte Runde auf dem Gepäckband drehen.

Der neue Flughafen ist so angelegt, dass man eine Rolltreppe hinunterfahren muss und schon dort begafft wird, was noch schlimmer ist, weil sich alles wie in Zeitlupe abspielt. Alle sehen von unten zu einem auf, zeigen und schauen, als hätte man Essensreste zwischen den Zähnen. Nicht, dass ich das je aus dieser Perspektive erlebt hätte, als sehnlich erwarteter Ankömmling. Ich war immer nur eines der Gesichter in der Menge.

Ich war nach dem Tod meiner Mutter mit meinem Vater hier, um meine Tante abzuholen. *Oh Ray*, hatte sie geseufzt, und es hatte geklungen, als ob sie ihn schelten würde, dabei traf ihn überhaupt keine Schuld, und ich hätte gern etwas zu seiner Verteidigung gesagt. Er hatte bloß mit den Schultern gezuckt, sie gefragt, ob sie viel Gepäck habe und im Flugzeug etwas gegessen hätte. Nur über meine Mutter hatte er nicht gesprochen. Als mein Vater gestorben ist, haben Gabe und ich die Tante wieder

abgeholt. *Oh Lolly*, hatte sie geseufzt, diesmal voller Mitleid. Ich hatte sie gefragt, ob sie viel Gepäck habe und im Flugzeug etwas gegessen hätte, mit schriller, unsicherer Stimme. Gabe hatte meine Hand gedrückt, um mich zu bestärken. Das hatte mir die Stimme zurückgegeben und meinen Atem beruhigt. Ich hatte all die glücklich Wiedervereinigten ringsumher beneidet und mich dabei ertappt, wie ich zur Rolltreppe schielte und nach meinen Eltern Ausschau hielt.

»Alles in Ordnung?«, fragt Marie. »Du wirkst, als wärst du meilenweit weg.«

Sie beißt ein Eckchen von ihrem pudierzuckerbestreuten Donut ab und kaut langsam und bedächtig. Für etwas, das mein dreijähriger Sohn in einem einzigen Happen bewältigt, benötigt meine Stiefmutter vier Bissen und eine Viertelstunde. Eine Schicht Puderzucker setzt sich in den Furchen ihrer Lippen fest, über den Resten des blassrosa Lippenstifts, den sie wohl im Dunkeln, bevor sie mich geweckt hat, aufgetragen hat.

»Du siehst ein bisschen mitgenommen aus«, ergänzt sie, als ich keine Antwort gebe. »Sitzt dir das von eben in den Knochen?«

»Ich hab ein schlechtes Gewissen wegen Dads Auto. Er hat immer so auf das Auto geachtet.« Meine Stimme zittert ganz leicht, als hätte ich Angst, meinem Vater von dem Unfall zu erzählen, doch dieser schlichte Initiationsritus bleibt mir verwehrt.

»Das mit dem Auto wäre ihm egal, das weißt du. Und es ist ja bloß eine kleine Beule. Aber falls Floss was merkt, sagen wir am besten, dich hätte jemand an der Mall geschrammt. Das nimmt sie uns bestimmt ab, die fahren da doch alle wie verrückt.«

Floss wird den Kratzer höchstwahrscheinlich nicht zur Kenntnis nehmen. Das Augenscheinliche sieht sie nie. Die Beule wird ihr nicht auffallen, aber die Spannung, die heute Morgen während der Fahrt zwischen Marie und mir geherrscht hat, die wird sie bemerken, als wäre es abgestandener Zigarettenqualm.

»Ist Floss froh, dass sie nach Hause kommt?«

Marie fegt den Zucker mit einer raschen Bewegung vom Tisch, als hätte er sie gerade erst gestört, obwohl unsere Becher beinahe leer sind.

»Ich weiß nicht. Ich hoffe es. Ich bin jedenfalls erleichtert, dass sie zurückkommt.«

Ich sehe auf den Boden. Der Zucker sitzt jetzt zwischen den Fliesen. Als ich Marie angerufen und gesagt hatte, dass ich zurückkomme, hatte sie nicht erleichtert reagiert. Sie hatte gezögert, wollte mir erst gar nicht glauben.

»Das ist doch sicher bloß ein Krach. Ihr vertragt euch schon wieder.«

»Das ist kein Krach«, hatte ich widersprochen, wodurch es natürlich erst recht geklungen hatte, als ob wir uns gestritten hätten, doch in meinem Fall entsprach es ganz und gar der Wahrheit. Wir gehörten nicht zu den Paaren, die sich nach einem Streit trennten. Gabe und ich hatten uns noch nie gestritten, nicht einmal in dem Moment. »Es ist einfach vorbei.«

Marie war meinetwegen aufgeblieben und hatte mich mit den Worten empfangen, das Bett sei frisch bezogen und der Schlüssel liege auf der Kommode. Kenny könne im kleinen Schlafzimmer bleiben, wo sie ohnehin seine Spielsachen aufbewahrte. Dann hatte sie ihn angesehen. Er hatte in seinem dicken Schneeanzug gähnt und sich an seiner neuen Batman-Figur festgeklammert, die Gabe ihm geschenkt hatte.

Marie hatte ihr missbilligendes »tss tss« von sich gegeben, als ob mein Verhalten gegen sie gerichtet wäre. »Hoffentlich weißt du, was du tust, Lolly.«

Als die Anzeige verkündet, dass die Maschine von Floss gelandet ist, nehmen Marie und ich unseren Posten am Fuß der Rolltreppe ein und mustern die Parade, die sich langsam rollend die Stufen herabbewegt.

Wir entdecken Floss zur gleichen Zeit. Marie legt die Hand auf den Mund, um ihre Tränen zu verbergen oder ihr Erstaunen. Floss sieht anders aus. Sie hat zugenommen. Die Hüften wirken breiter, die Brüste voller, aber die zusätzlichen Kilos stehen ihr. Es ist, als ob sie im Körper eines Mädchens fortgegangen und als Frau zurückgekommen wäre. Ihr Haar ist fast so lang wie meines, wirkt aber ziemlich ungepflegt, als ob sie lange nicht beim Friseur gewesen wäre. Es fällt ihr wirr und strähnig ins Gesicht. Sie trägt kein Make-up, nur etwas farblosen Lipgloss, den sie wohl in letzter Minute beim Landeanflug aufgetragen hat. Sie klammert sich an ihrem Pullover fest und sucht in der Menge zu ihren Füßen nach einem vertrauten Gesicht. Als sie Marie entdeckt, bricht sie in Tränen aus. Marie nimmt sie in den Arm, tätschelt ihr den Rücken, streicht ihr das Haar glatt und flüstert, dass nun alles gut wird. Ich denke nur, dass man niemals bei der Ankunft, sondern immer nur beim Abschied weinen sollte. Und dann überfällt mich ein Gedanke, der mich erschüttert, der mich zittern lässt. Ich wünschte, Marie hätte mich so in den Arm genommen, nach meiner Trennung von Gabe.

Floss

»Findest du auch, dass mein Selbstwertgefühl gering ist?« Es ärgert meine Mutter, dass ich sie das frage. Sie legt die Stirn in Falten und sieht mich so beleidigt an, als hätte ich gesagt, *deine Schuhe sind hässlich*, oder, *du hast zugenommen*.

»Dave hat das gesagt«, rudere ich zurück. »Als wir uns getrennt haben. Da hat er gesagt, mein Selbstwertgefühl sei sehr gering.«

Er hatte es allerdings etwas anders formuliert. *Du bist total am Arsch*. Doch bestimmt hatte er es so gemeint. Dabei hatte er mich bloß gebeten, ihm einen Pickel auf dem Rücken auszudrücken. An jedem anderen Tag wäre das völlig in Ordnung gewesen, doch es war *jener* Tag. Dave war an den Pickel, rot, dick und eitrig, nicht herangekommen. Ich hatte ziemlich fest gedrückt, fester als gewöhnlich. Ich war nicht besonders sanft an jenem Tag. Meine Fingernägel hatten sich auf seinem Rücken abgezeichnet, und Dave hatte laut geknurrte. Schließlich war der Pickel aufgegangen, und ich hatte gedrückt, bis immer mehr Flüssigkeit herauskam und meine Fingerspitzen von der Anstrengung weiß wurden.

»Aua! Verdammt!«, hatte er gerufen und sich vor mir in Sicherheit gebracht. »Du willst mich wohl umbringen!« Er hatte sich umgedreht und im Spiegel den roten Krater auf seinem Rücken gemustert, den Kopf seltsam gedreht und verrenkt. Meine Haut war so empfindlich gewesen, als ob ich die Wunde tragen würde. Ich hatte die Nägel in die Handflä-

chen gepresst. Alles sickerte nach außen, Eiter, Blut, Beklommenheit. Über meine Brust hatte sich ein feiner Schweißfilm gelegt, dann hatte mich das kalte Grauen gepackt. Weil ich erkannt hatte, dass ich etwas Wichtiges verloren hatte. Ich musste fort. Ich hatte etwas Wertvolles zurückgelassen und hatte große Angst, dass ich es nie mehr finden würde.

»Ich muss nach Hause, zu meiner Mutter.« Meine Augen waren feucht geworden. Ich hatte auf die Frage gewartet, was denn los sei, aber er hatte bloß weiter auf seinen Rücken geschaut. Aus der Wunde war ein winziges Tröpfchen Blut gequollen und ihm genau in dem Moment, als mir eine Träne über das Gesicht rann, über den Rücken gelaufen. Ich war wie erstarrt gewesen, ich konnte weder Blut noch Träne fortwischen.

»Ich fühl mich so leer«, hatte ich gesagt und gedacht, dass er mich nun bitten würde, mich zu erklären, oder mich wenigstens in den Arm nehmen, mich trösten würde, denn dann hätte ich ihm erzählen können, dass ich an diesem Tag zufällig meinem Vater begegnet und unsagbar verwirrt war.

Stattdessen hatte er entgegnet: »Du bist echt total am Arsch.«

Ich hatte meiner Mutter diese Frage eigentlich nicht gleich im Imbiss stellen wollen, während wir auf unsere Bestellung zum Mitnehmen warten, damit ich endlich wieder richtige Fritten mit Soße essen kann, wie es sie in Calgary trotz der vielen zugezogenen Neufundländer nicht gibt. Ich höre noch immer das Brummen der Flugzeugmotoren, aber vielleicht kommt es auch vom Kühlschrank oder von der Kühltheke, in der sich Pepsidosen und Zitronenbaisers stapeln. Ich hatte das Thema überhaupt nicht anschneiden wollen. Ich wollte es begraben, so wie wir alles begraben, tief in der Erde, gleich neben Ray.

An Ray liegt es auch, dass wir nicht mehr über unsere Gefühle sprechen. Früher wollte Mom über alles reden. Gefühle waren ihr sehr wichtig. Sie wollte immer wissen, was man dachte. Sie hatte fast jeden Satz mit *Was hältst du von...?* begonnen. *Was hältst du davon, wenn es zum Frühstück mal Abendessen gibt? Was hältst du davon, wenn du die rote und nicht die lila Bluse zur Schule tragen würdest? Was hältst du davon, mit Ray und Lolly zusammenzuziehen?* Ray wollte nie über irgendetwas sprechen, aber wer wollte ihm das verdenken, wenn jedes Gespräch mit Tränen oder Streit endete?

Meine Mutter lässt sich Zeit mit der Antwort auf meine Frage. Sie krallt sich weitere Tütchen mit Salz und Essig und stopft sie in ihre braune Papiertüte, als ob nicht derselbe Essig in ihrem Kühlschrank stehen würde, wie schon vor drei Jahren, bei meinem Auszug. Früher war sie nicht so geizig. Auch das ist das Werk von Ray, so wie er sie in eine Frau verwandelt hat, die nicht mehr reden will, sein weibliches Pendant. Unmut kocht in mir hoch, und ich muss mir ins Gedächtnis rufen, dass Ray tot ist. Es ist eine so unnötige Wut, doch fortgehen will sie nicht.

»Warum sagst du so was?«, fragt meine Mutter missbilligend und begutachtet die Würzsoßen, als würde sie zwischen Schmuckstücken wählen, die sie zu einem Fest anlegen will.

»Nur weil dein Freund mit dir Schluss gemacht hat und du ein bisschen zugelegt hast? Das ist doch nicht der Rede wert. Das steht dir gut. Wenigstens sitzt bei dir nicht alles auf den Hüften.« Dann stopft sie sich mehrere Päckchen Tartar-Soße in ihre Papiertüte, obwohl wir gar keinen Fisch bestellt haben, und macht sich dann über das Ketchup her.

»Kenny will immer seine eigenen Ketchup-Tütchen«, erklärt sie. »Damit er alle an derselben Stelle ausdrücken kann.

Ich sag ihm zwar immer, dass er das Ketchup gleichmäßig über die Fritten verteilen soll, aber er will es unbedingt auf seine Art haben. Der Kleine ist so stur wie seine Mutter.«

Ich habe, wie so oft, das Gefühl, als würden wir zwei verschiedene Gespräche führen. Von unserem Tisch steigen Schwaden von Zitrusreiniger auf, die sich unter den allgemeinen Geruch von Fisch und Fett mischen. Meine Mutter sieht mich erwartungsvoll an. Sie möchte meine Meinung zum Thema Ketchup oder aber einen flapsigen Kommentar über Lollys berühmte Sturheit hören.

»Ich hab's nicht so mit Ketchup«, nuschle ich, aber das weiß meine Mutter natürlich. Sie ist schließlich meine Mutter, und trotzdem weiß sie vieles nicht. Sie glaubt ja auch, dass ich nach Hause gekommen bin, weil ich mich mit meinem Freund zerstritten habe, dabei hat meine Rückkehr nichts mit Dave, sondern nur mit mir zu tun. Wenn sie wüsste, dass ich meinen Vater in Calgary gesehen habe, im Foothills Hospital, bei der Chemo ... Sie würde gern hören, dass er krank ist – ausgesprochen gern sogar –, obwohl ihr sicher lieber wäre, es hätte ihn jemand anders als ich dabei gesehen. Das wäre ein Anlass, Tante Doris anzurufen, mit kaum verhohlener Schadenfreude. *Jetzt rate mal, wer Krebs hat ...*

Mir steht noch immer sein Bild vor Augen, wie er sich vorbeugt und heftig in seine Schüssel würgt. Ich hatte dort eigentlich nichts zu suchen, aber als ich seinen Namen auf der langen Patientenliste entdeckt hatte, hatte ich mich nicht bremsen können. Sein Name war mir ebenso vertraut wie unsere alte Telefonnummer, aus der Zeit vor seinem Verschwinden. Sie hatte für mich keine Bedeutung mehr, doch ich konnte sie mir noch immer ins Gedächtnis rufen.

Er war ohne Begleitung da, und so hatte ich mich neben ihn

gesetzt und beklommen, ängstlich und auch fasziniert zugesehen. Er hatte höhnisch gegrinst. Die Lippen hatten sich verzogen, zwischen seinen Zähnen hatten Reste von Erbrochenem gehangen. Ich hatte ihm einen Becher zum Spülen hingehalten, doch mein Vater hatte mich ignoriert. Er hatte nicht so schlimm gerochen, wie ich erwartet hatte, ein wenig säuerlich und beruhigend-tröstlich nach Verbandszeug.

»Was gibt's denn da zu glotzen?« Er hatte die Worte ausgespien, als würde es ihn die letzten Kräfte kosten. Ein Rest Kotze hatte sich selbständig gemacht und war auf meinem Krankenhauskittel gelandet. Mein Vater hatte leicht beschämt geschaut und sich mit einem karierten Flanellärmel den Mundwinkel abgewischt. Auf meine Kittel achtete ich nie, und deswegen hatte ich auch nicht mit der Wimper gezuckt, aber seine Worte hatten mich getroffen. Sie hatten mich regelrecht durchschossen. Ich spürte die Austrittswunde am Hinterkopf. Seine Worte waren auch die ersten, die Lolly an meine Mutter gerichtet hatte, und innerlich musste ich über diese Ironie der Geschichte lachen. Meine Anwesenheit verwirrte ihn. Er sah an meiner Uniform, dass ich zum Krankenhaus gehörte, doch ich benahm mich nicht so. Ich hatte weder den Tropf überprüft noch auf seine Daten geschaut. Ich hatte ihn einfach nur angesehen. Er hatte keine Ahnung, wer ich war, obwohl er mich ebenfalls musterte und dabei blinzelte, als ob ich langsam deutlich würde.

»Das mit der Krankheit tut mir leid«, hatte ich gesagt. Das war zwar aufrichtig gemeint, doch so hatte er das bestimmt nicht aufgefasst. Er hatte diesen Satz bei seinen Begegnungen mit der Medizin bestimmt schon viel zu oft gehört.

»Wer zur Hölle sind Sie?« Vielleicht hatte er geglaubt, er hätte Halluzinationen, von den starken Medikamenten. Das

gab mir den Mut, die Wahrheit auszusprechen. Entweder würde er sich später nicht erinnern, oder er würde es nicht glauben.

»Florence Donovan.« Ich hatte mit den Schultern gezuckt, als wäre ich ganz und gar unbedeutend. Seine Augen hatten sich geweitet. Wir hatten uns angeschaut. »Aber die meisten nennen mich Floss«, hatte ich ergänzt, weil ich nicht sicher war, ob er das wusste. Ich konnte mich nicht erinnern, ob das schon immer mein Spitzname gewesen war oder ob Mom ihn mir erst später gegeben hatte.

Ich wusste auch nicht, ob er immer schon so hässlich gewesen war oder ob das eine Folge der Krankheit war. Er war ausgemergelt, so dünn wie ein Junge vor der Pubertät. Das Haar war ihm fast völlig ausgefallen, bis auf einen Streifen im Nacken. Die Falten und Furchen zogen sich wie tiefe Schrammen durch sein Gesicht. Auf der Stirn, über dem linken Auge, prangte eine auffällige ovale Narbe, eine Erinnerung an die Windpocken. Ich hatte eine ähnliche Narbe auf der Wange. Das war womöglich unsere einzige Gemeinsamkeit. In dem Moment hatte ich die Scham meiner Mutter gespürt. Scham, weil jemand wie er sie verlassen hatte, und zum ersten Mal in meinem Leben war ich dankbar, dass sie Ray gefunden hatte.

Seine Augen waren feucht geworden. Ich war aufgestanden und gegangen. Das war zu viel. Er hatte noch versucht, etwas zu sagen, doch was hätte er mir sagen können? Ich hätte doch nur Ausreden gehört. Ein ganzes Leben voller Ausreden. Ich war immer schneller gegangen, bis ich regelrecht gerannt war, weg von der Onkologie, zurück zu meiner Station.

Meine Mutter packt nun auch noch eine Handvoll Servietten und Strohhalme in ihre Tüte und stellt sie auf den Tisch. Sie hat, zumindest für den Moment, genug gesammelt.

»Ich hab morgen einen Vorstellungstermin im Krankenhaus«, sage ich, um das Thema zu wechseln. »Obwohl ich den Job sicher nicht bekomme. Ich hab ja nicht so viel Erfahrung.« Mir ist heiß, mein Mund ist plötzlich trocken. Er produziert viel zu wenig Speichel, dabei ist mir vor fünf Minuten noch beim Geruch von Fett und Zwiebeln das Wasser im Mund zusammengelaufen. Ich hätte mich gedulden und nicht gleich zur Mittagszeit aus dem Haus rennen sollen, zu Fritten mit Soße, kaum dass der Imbiss aufmacht.

»Das ist großartig!« Sie sieht mich so begeistert an, als hätte ich die Stelle schon. »Ray wäre stolz auf dich.«

»Du weißt doch nicht einmal, um was für eine Stelle es geht.«

»Eine Stelle als Krankenschwester, oder?«

»Ich bin keine Krankenschwester, ich bin Schwesternhelferin.«

»Und, wo ist der Unterschied?« Meine Mutter macht eine wegwerfende Geste. Die Frage ist und bleibt rhetorisch, weil sie schon so oft gestellt und auch beantwortet wurde, ohne jemals auf Einsicht oder zumindest den Wunsch nach Einsicht zu stoßen.

»Egal, solange die nach Tarif bezahlen und du später eine Rente kriegst«, sagt sie. »Aber an so was denkt ja heute keiner mehr, jetzt, wo sie alle ihr Geld im Öl machen. Früher wollte jeder einen beständigen Job mit Tarifvertrag, so wie Ray bei der Telefongesellschaft«, sagt sie kopfschüttelnd, als ob Ehrgeiz etwas Anrüchiges wäre. »Ich bin es wirklich leid, mir ständig das Gerede von Tante Doris über Teds Job da draußen auf der Plattform anzuhören. Mag ja sein, dass er sich da dumm und dämlich verdient, aber er ist auch immer weg. Du müsstest sie hören – *Ted dies, Ted das*. Dem scheint echt die

Sonne aus dem Arsch. Aber er ist ein guter Junge«, ergänzt sie, als hätte sie wegen ihrer neidischen Tirade ein schlechtes Gewissen.

Wieder beschleicht mich das Gefühl, dass ich meine Mutter enttäuscht habe. Sie kann sich noch so verächtlich über Ted äußern – ich weiß, dass sie nur auf eine Gelegenheit wartet, mit mir und Lolly anzugeben. Ich sehe vor mir, wie Mom bei Tante Doris sitzt, in dem blau geblühten Sessel, und Doris davon schwafelt, was Ted in seinem Leben schon alles erreicht hat. Mom trinkt ihren Tee und fragt sich, was sie dagegenhalten könnte. Dass ich Schwesternhelferin geworden bin, ist zwar gut, doch natürlich hatte sie sich mehr erhofft. Und bei Lolly, alleinerziehende Mutter, die anderen die Haare schneidet, sieht es auch nicht besser aus. Mom setzt all ihre Hoffnungen in die nächste Generation. *Kenny hat all sein Gemüse aufgegessen. Kenny kann schon seinen Namen schreiben. Kenny kennt schon das ganze Alphabet. Kenny kann schon auf Französisch zählen.*

Meine Mutter späht in die Papiertüte. Sie begutachtet ihre Ausbeute. Dabei sehe ich den kreisrunden Ansatz, das weiße Haar. Mich packt eine heiße Wut auf Lolly und ein unerklärliches Mitleid für meine Mutter.

Das Mädchen hinter der Theke bemüht sich sehr, geschäftig zu erscheinen, obwohl wir die einzigen Gäste sind. Es wischt die Theke und die gläserne Kühltür ab und pustet den Staub von der Kasse. Es ist ziemlich dick und trägt ein Haarnetz. Auf der Oberlippe schimmert wächsern eine Schicht Labello. Das Mädchen beobachtet uns aus den Augenwinkeln. Ich setze mich sofort aufrecht hin. Sehen andere, wenn man sich in seiner eigenen Haut nicht wohl fühlt, strahlt man irgendetwas aus, was fremde Blicke anzieht, oder wird man